

# Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern

Autor(en): **Freudiger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 34

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639856>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber René fühlte wohl, was in seiner Frau vorgehen mußte und verabschiedete sich bald. Als sie endlich allein auf der Straße waren, da fing Hilda zu schwanken an, denn ihr wollten die Sinne schwinden. Balandrau sprach mit lieben Worten auf sie ein und hielt sie, sonst wäre sie gestürzt. Sie wußte nicht, wie sie heimgekommen, aber endlich standen sie vor dem Hause und Hilda atmete tief auf, als wären sie nun unter Schirm und Schutz.

IV.

René sprach in so selbstsicheren Worten zu seiner Frau, daß sie endlich doch an das glauben mußte, was er sagte, nämlich, die Mobilisation sei noch lange keine Kriegserklärung und man dürfe nicht so schnell jede Hoffnung zum Guten aufgeben. Aber er selbst glaubte nicht an das, was er seiner Frau so überzeugt vortrug. Er tröstete, er habe erst am Montag abzureisen, als wäre das noch eine lange Zeit. Und sie ließ sich wirklich von ihm überzeugen, denn sie glaubte an ihn. So schlief sie diese letzte Nacht noch glücklich und hoffnungsstark an der Seite des geliebten Gatten.

Hilda lag noch in einem tiefen Morgenschlafe, als René sich erhob. Er machte so leise, daß sie nicht erwachte. Er ging hinüber ins Nebenzimmer an den Sekretär und ordnete dort seine Papiere, schrieb Briefe und setzte Telegramme auf. Als Hilda erwachte, war das alles schon geschehen. Sie rügte ihn, daß er sie habe schlafen lassen, er sagte mit einem Kusse:

„Ich habe es nicht übers Herz gebracht, dich aus dem süßen Schlummer zu wecken und benützte die Stille, um alles in Ordnung zu bringen, nun bin ich ganz ruhig.“

Gleich nach dem Kaffee mußte er in die Fabrik, um die letzten Anordnungen zu treffen, und kehrte nicht vor ein Uhr zurück.

Den ersten schweren Anprall hatte Hilda überstanden, sie konnte die Sachlage ruhiger überdenken. Aber die Haupttriebfeder war doch die Hoffnung, etwas Außerordentliches

möchte geschehen, um die Gefahr gnädig abzuwenden und dabei konnte sie nicht anders, als an den Kaiser zu denken, der in ihren Augen eine übermenschliche Kraft zu haben schien, und daß er diese Macht für die Erhaltung des Friedens verwende, das schien ihr außer allem Zweifel.  
(Fortsetzung folgt.)



Morgen. Nach dem Gemälde (1906) von Gottfried Herzog, Bleienbach.

## Erntefeste und =gebräuche im Kanton Bern.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, von Hans Freudiger.

o lerne zählen, welches Stammes Du bist!  
Wirf nicht für eiteln Glanz und Blitterschein  
Die echte Perle deines Wertes hin. (Schiller).

Meine Damen und Herren! Versetzen Sie sich in Gedanken in die Sommerszeit, in den Monat Juni, und begleiten Sie mich auf einer Fahrt in den bernischen Oberaargau. Wir fahren mit der Eisenbahn nach Langenthal und wandern von dort zu Fuß nach Bleienbach. Dort wohnt ein alter Jugendfreund, der Landwirt ist und seit zwanzig Jahren das väterliche Gut bebaut. Es ist ein heißer Tag, der letzte im Monat Juni. Morgens um 9 Uhr marschieren wir dem Dorfe zu, treffen unsern Freund mit seinem Sohne und seinen Knechten hemdärmelig vor dem Hause stehend, die einen hölzerne Gabeln und Rechen

in der Hand, die andern an lange eiserne Gabeln gelehnt, fragenden Blickes nach dem Himmel schauend. Zu unsern Ohren dringen die Worte, aus dem Munde eines kraftstrotzenden Jungen kommend: „Heute wird's schön Wetter, Vater, der Bodenbauer hat es in der Käseerei gesagt und auf seine Wetterprophezeiungen konnte man sich noch immer verlassen. Drum frisch vorwärts ans „Zetteln“, die letzten Fuder Heu sollen heute unter Dach. Mutter,“ schallt es noch in den Hausgang hinein, „heut' abend ist „Heuete“, mach, daß die „Verhabnen“ uns dann gut munden.“

Wie ein Bienenschwarm war die Gesellschaft vor unsern Augen verschwunden, nur der Alte blieb zurück. Als er uns erblickte, kam er bedächtigen Schrittes uns entgegen, schüttelte uns kräftig die Hand und hieß uns



Im Heuet bei Gals. (Aus Friedli, „Ins“.)

willkommen. Wieder einmal stiegen unsere Jugendjahre vor unserm geistigen Auge auf und wir kamen dann, wie immer, auf die Leiden und Freuden der Bauern zu sprechen. „Heuer, meinte mein Freund, „gibt es einmal ein gutes Jahr. Heu hat's bis jetzt viel gegeben, die Frucht steht schön, die Kartoffeln sind gerade im Blust,“ „und der Pflanzplatz,“ ergänzte die inzwischen herbeigekommene Bäuerin, „verspricht alles Gute. Die Käfer lassen ihn dies Jahr in Ruhe, da es nicht Flugjahr ist, und zudem haben wir ihn nicht mehr so oft neben der Grasig. Wenn nur kein Hagelwetter dreinfährt, sonst wird über Nacht all unsere Freude zerstört!“

„Du hast es gehört,“ sagte der Bauer zur Bäuerin, „heute kommt das letzte Heu herein, abends zählen wir auf „verhabne Rühl“. Laß es an nichts fehlen, die Leute haben seit drei Wochen angestrengt gearbeitet, fast Tag und Nacht, ich bin mit allen wohl zufrieden und Heu hat's gegeben wie selten noch. Doch jetzt will ich gehen, beim Zetteln der letzten Schochen war ich noch immer selbst dabei, zeige meinem Jugendkameraden Haus und Stall und unterhalte ihn, bis ich wieder komme. Ich schicke um 12 Uhr nach dem Essen, wir bleiben über Mittag draußen. Die Magd soll dann dem Karrer anspannen helfen, wenn er die Wagen holt.“

Der hinterste Winkel im Bauernhause wurde uns nun gezeigt, wir muhten überall hineingucken, über alles wußte die Bäuerin Bescheid. Uns interessierte besonders der Speicher, der bereits den Bauernkrieg gesehen haben soll und seither mit dem Bauernhaus in der gleichen Familie geblieben ist. Da sahen wir geräucherten Speck an den Wänden hängen, altes Kirsch- und Bähwasser in großen Strohfässchen in einer großen Truhe, auf der die Jahrzahl 1756 stand, Wolle, Gespinnst, Flachs- und Hanffamen, ganze Beigen leinener Tücher usw.

Auf die Beigen leinener Tücher zeigend, meinte die Bäuerin, „da sind noch von unsern Vorfahren, sogar von der Urängroßmutter, dabei. Die meisten bekam ich aber von der Großmutter und der Mutter. Sie haben sie selbst gesponnen und gewoben aus selbstgezogenem Gespinnst. Heutzutage ziehen nur noch wenige Bauersfrauen etwas Gespinnst.

Zu Großmutter's Zeiten war das ganz anders. Da soll selbst jedes arme Frauei neben der Pflanzig eine kleine Flachlere, eine Beunde, gepachtet und gebaut haben. Schafe hielt man in einem jeden Hause. Der Flachs wurde nach der Ernte gerottet und gebrochen, nachher auf der Hanfreibe gerieben, dann gehechelt und den Winter über auf dem Spinnrad gesponnen und schließlich zu Leinwand gewoben. Ebenso wurde die Wolle, nachdem sie gewaschen war, im Winter gesponnen und zu Halblein gewoben, oder, wenn mit Chuder vermengt, zu Zwilchen. In der Spinnstube, da soll der Großvater die Großmutter kennen gelernt haben.“

„Aber die Welt hat sich seit Großmutter's Zeiten gewaltig geändert. Nur wenige Bauersleute stecken noch in eigener Wolle und eigenem Halblein. Auch die selbstgezogene, selbstgesponnene und selbstgewobene Leinwand wird immer seltener. Meine Mutter selig hatte der Magd neben 12 Kronen Jahreslohn zwei reistige Hemden, 2 flachsene Werktagsscheuben, einen halbleinenen Glosch, zwei Paar Schuhe und Garn für zwei Paar wollene Strümpfe gegeben. Heute würden die Dienstboten ob solchen Zutaten die Nase rümpfen, sie wollen nur Geld, mit Kleidungsstücken aus selbstgezogenem und selbstproduziertem Zeug käme man schön an bei ihnen. Dem Knechte gab der Großvater 25 Kronen Jahreslohn, dazu in natura ein Paar Schuhe, ein Paar Zwilchenhosen, einen wollenen Muß oder Tuch für einen halbleinenen Kittel.“

Vom Speicher ging es in das Stöckli, wo der Schreiner auf der Stör arbeitete. „Es wird gerade wohnlich eingerichtet,“ bemerkte die Bäuerin, „damit ich und der Alte im Herbst hineinziehen können, um unseren Lebensabend darin zu verbringen. Gerade leicht wird uns das Ausziehen nicht; besonders meinem Manne nicht, der das „Hesti“ noch einige Jahre gerne in der Hand gehabt hätte. Aber,“ fuhr die Bäuerin fast seufzend weiter, „bei uns im Oberaargau ist es halt so Brauch, daß wenn der Sohn heiratet, der Vater ihm das Gut abtritt und sich ins Stöckli zurückzieht. So war es immer Brauch auch in unserer Familie und deshalb wollen auch wir uns drein fügen, ein junges Bauernpaar muß auf seine eigene Rechnung wirtschaften können, soll Freude und Segen liegen in seiner Arbeit. Einen Schleiß haben wir uns zwar vorbehalten, bestehend aus Obst, Kartoffeln, Gewächs, Holz, einer Rütli, einer Kuh und zwei Schafen. Bis der Tod unser Leben auslöscht, wollen wir arbeiten,“ die Bäuerin holt Atem, „selbständig sein.“

Noch muhten wir dem Stalle die Ehre antun, wo wir nicht genug die prächtigen Koffleden ansehen konnten. Auch hier hat es sich gegenüber früher ganz gewaltig geändert. „Noch der Vater meines Mannes,“ erzählte die Bäuerin, „hielt wenig auf Milch, die Hauptsache war ihm der Getreidebau. Mehr als einmal so viel Brotrucht wie wir heute säte er an. Den Winter durch wurde es mit dem Flegel gedroschen, eine Arbeit, die oft zwei Monate dauerte. Nachher wanderte das Getreide in den Speicher, in die Vorratskammer eines jeden rechten Bauernhauses. Was nicht im Laufe des Jahres von der Großmutter zu Brot gebacken wurde, das bekam der Müller oder man mästete ausgemolkene Kühe, junge Kinder und Schafe damit. Früher noch habe man auch der Obrigkeit viel Getreide geben müssen. Kühe standen nur 4—5 im Stall, schon in den ersten Jahren, als wir das Gut übernommen, hatten wir deren stets 10—15. Milch wurde früher keine verkauft; mit der überflüssigen mästete man Kälber und Schweine, die in Langenthal guten Absatz fanden. Schafe hatte man so 20—30, wir halten gelegentlich noch 2—3, aus lauter Gewohnheit.“



Bauernfamilie bei Tische. (Aus Friedli, „Chützelslüh“.)

Doch jetzt muß ich nach den „Verhabnen“ sehen, des Sohns Zukünftige kommt dort, um mir zu helfen.“

Mittlerweile ist es vier Uhr geworden, drei Fuder Heu kommen herangerollt, auf dem vordersten, im obersten Loch gebundenen, ein prächtiges, mit Blumen geschmücktes und farbigen papiernen Bändern überhängtes Lännchen vorn auf der Wagenleiter festgemacht. Tödler ertönen vom ersten Fuder herunter, hinter dem letzten schritten der Bauer und die ältern Tagelöhner einher. Um sechs Uhr sind die Fuder abgeladen, der Hofraum schön gefehrt und um sieben Uhr füllte sich die Eßstube mit Leuten. Neben den Meistersleuten sehen wir den Sohn, die Knechte, die „Tauer“ und ihre Kinder um den langen eichenen Tisch herum. Neben der Bäuerin sitzt ein nett gekleidetes junges Mädchen, das sie Mutter und den Bauer Vater anredete. Es ist aber nicht ihr eigenes, wie uns nachher gesagt wird, sondern ein sogenanntes „angenommenes“ Kind. Auf dem Tische stehen ein mächtiger Milchhafen und drei große Platten „verhabne Rühle“. Der Bauer verrichtet das Tischgebet und nun geht es an ein Essen, daß uns scheint, die Rühle sollten einzelnen fast zum Munde heraushängen. Eine Platte löst die andere ab; man hört nur die Worte: „greift zu, wo die gewachsen, hat's noch viele, es gibt solche ja nicht alle Tage.“

Nach dem Essen blieb man noch lange beisammen, Vieder singend, der Karrer ließ mehrere Tödler erschallen und der Melker spielte auf der Handharfe einige Walzer. Einer schlug das Tanzen vor, im Ru waren Stühle und Bänke zusammengerückt, und selbst der Bauer und die Bäuerin schlangen das Tanzbein, trotz ihrer alten Tage.

Um 12 Uhr herum verabschiedeten wir uns von den Bauersleuten, sie begleiteten uns ins Stöckli, wo uns die herzengute Bäuerin ein gutes Bett bereitet hatte. Ich hörte noch, wie der Bauer zur Frau sagte, „du donnerts Alte, du hesth mir einisch wieder viel Milch stibitzt und zu Ante gmacht, süscht hätsch nit so viel Chüechli chönne mache und so gueti — aber nu, sisch jo besser, me verbrüelet-is de emel nit.“ Auch die Bauersleute sollen zur selben Zeit

ins Bett gegangen sein, während der Sohn und das Gesinde noch bis in den Morgen hinein gemütlich beisammen blieben. In aller Herrgottsfröhe verabschiedeten wir uns, um wiederum der Stadt zuzusteuern.

Die „Heuete“, vielerorts auch „Chüechlete“ genannt wie ich hier geschildert habe, findet noch in vielen Bauernhäusern des Emmentals, des Oberaargaus, des Mittellandes und des Seelandes statt. Der Zu- und Hergang ist überall so ziemlich derselbe, die Hauptrolle spielen die „verhabnen Rühle“. Ich machte die Heuete mit im Pächterhause sowohl wie im großen reichen Bauernhause und konnte auch in dieser Hinsicht keinen Unterschied herausfinden. In vielen Bauernhäusern ist die „Heuete“ in Abgang gekommen, man „festet“ nur noch am Schlusse der letzten größern Ernte, der Getreibeernte, die Sichelte, Sichellegi, Rechelöse usw. genannt wird. Von dieser soll gleich die Rede sein.

Einige Wochen später. Diesmal begleiten mich die Leser in Gedanken in die Gemeinde Uhenstorf, zu dem dortigen Schulkommissionspräsidenten und seiner Familie. Am Morgen des ersten Sonntags im August führen wir unsern Spaziergang aus, der zugleich ein Besuch sein soll. Wir treffen den Alten, bei dem sich schon die Beschwerden des Alters zeigen, vor seinem Hause auf der Bank sitzen. Eine prächtige Gestalt, in Kleidern aus den Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft, aus Hanf und Flachs und Wolle angefertigt. Dem Alten laufen die Augen über, als er uns die Hand reicht, denn es ist schon bald 10 Jahre her, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen. Er ruft seine Söhne und seine Tochter herbei, die, halbstädtisch gekleidet, mich als ihren ehemaligen Schulmeister sofort wieder erkennen. Das Haus, das wir betreten, repräsentiert einen alten charakteristischen bäuerlichen Typus, mit einer vom Bauer selbst ausgeschnitzten Laube; blank ist es vor dem Hause, der Garten ist mit Blumen wohl bestellt, die Fenster glitzern, im Hause drinnen, besonders im Stöckli, können wir uns an dem alten gediegenen Hausrat nicht satt sehen. In der Küche herrscht Ordnung und Sauberkeit. In einer Ecke bearbeitet die Meistermagd Teig zu verhabnen Rühli, die Tochter

steht vor dem großen Feuerherd, das Feuer prasselt; die Butter in den Pfannen brodelnd und zischt und bräunt die hineingeworfenen Teigstücke.

„Heute trifft ihr es nicht gut bei uns in der Küche,“ ruft die Tochter uns schalkhaft entgegen, „wir haben heut mittag Sichleten, da gibt es viel zu tun, zu braten und zu baden, was das Zeug hält, die Leute sind auf halb Eins geladen.“ Zum Vater sich wendend: „Hast du das Schafffleisch zu Voressen geschnitten?“ Der Alte nickt ihr zu mit dem Kopfe und sagt zu mir: „Wir wollen sie nicht stören, wir sind in der Stube sicherer,“ wo wir uns

auch bald hinter dem Tische niederlassen. Da tritt der älteste Sohn herein und sagt: „Vater ich gehe in die Kirche.“ Nach einer Weile wird der Bauer gesprächig. „An meiner Tochter habe ich Freude, es ist schade, daß kein rechter Bauernsohn kommt und sie heimführt. Die könnte einen glücklich machen und stände einem Bauernhause wohl an. Wenn nur unser Aeltester eine solche bekäme. Aber sie sind rar, die Bauernmädchen, mit denen es etwas ist, er hält schon lange Umschau, aber keine hat uns bis jetzt gepakt. Doch mit dem Klagen kommt's nicht besser . . .“

(Schluß folgt.)

## Das Erntefest oder Sichlete.

Aus „Uli der Bächter“ von Jeremias Gotthelf.

„. . . Der Heuet war vorbeigeflogen wie gewünscht, die Rirschen mit den Sperlingen im Frieden geteilt worden und die Ernte vor der Türe, ehe man sich dessen versah.

Die Ernte ist dem Landmann eine wichtige Zeit, eine heilige Zeit; von ihrem Ertrage hängt sein Bestehen ab, oder wenigstens sein Wohlergehen. Er erkennt dieses auch an, und als Zeichen dieser Erkenntnis richtet er am Schlusse derselben eine Art von Opfermahlzeit aus; er speiset Arme, speiset und tränket Knechte, Mägde, Tagelöhner, deren Weiber und Kinder und den Fremdling, der da wohnt innerhalb seiner Tore.

Eines Tages, als Breneli im Schweiß seines Angesichts haushaltete und eben dachte, kommod wäre es ihm, wenn es vier Hände hätte, mit zweien könne es kaum alles bescheiden zu rechter Zeit, kam die Base, setzte sich aufs Bänklein und frug: „Kann dir was helfen, so sag's. Die Leut werden hungerig, wollen lieber früher essen als später, und eine alleine kommt fast nicht zurecht; hab's oft erfahren.“

„Wahrhaftig, Base,“ sagte Breneli, „ihr kommt mir akurat wie ein Engel vom Himmel; wenn ich euch nicht hätte, ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich es machen sollte. Will die Erdäpfel vom Brunnen holen; ihr seid dann so gut und beschneidet mir diese.“ Flugs war Breneli wieder da, stellte das Körbchen der Base dar samt einem Kessel mit Wasser, in welchen die zerschnittenen und gerüsteten Kartoffeln zu werfen waren, und half ab und zu der Base. „Habt ihr es abgeredet mit der Sichleten, wie ihr es machen wollt?“ frug diese. „Nein,“ sagte Breneli, „aber sie macht mir großen Kummer. Es ist gottlob ein gesegnetes Jahr und wir können Gott nicht genug danken, daß wir einen solchen Anfang haben; aber Uli ist doch ängstlich wegem Zins und ich kann es ihm nicht verargen. Es ging ihm gar schwer, bis er hatte, was er hat, und daß er nicht gerne plötzlich darum kömmt, ist begreiflich. Ich fürchte daher, er werde nicht Geld brauchen wollen, sagen, es trage nichts ab, und schuldig sei man niemand was; man solle zufrieden sein, wenn man am Ende des Jahres alles ausgerichtet habe, was man schuldig sei. Aber es käme mir schrecklich vor, wenn wir im Trockenen sitzen, an Käs und Brot kauen müßten und dies noch an einem solchen Orte.“ „Selb nicht, daran wird er nicht denken,“ sagte die Base. „Ich dachte auch daran, die Sache mache euch Ungelegenheit. Daß ihr es nicht haben könnt wie wir, versteht sich; es möchte mir manchmal fast übel, wenn ich zwei Tage lang küchelte, und unter den Händen gingen mir die Küchli an den Türen weg, daß mir für uns keine bleiben wollten. Aber ungerne hätte ich es doch, wenn auf einmal alles aufhörte, alle Leute umsonst kämen und leerem fortgewiesen würden. Du weißt, wie Meiner ist; sonst könnte ich im Stöcklein kücheln und den Armen ausrichten, was üblich und bräuchlich. Darum will ich dir was an die Kosten steuern, viel nicht; seit uns der Tochtermann. Gott behüte

uns davor, ausgeplündert hat, ist das Geld auch rarer geworden bei mir. Rede dann mit Uli, wie ihr es ausrichten wollt, anständig, nicht übertrieben. Lieb wäre es mir, ihr lüdet Meinen auch ein; vielleicht kommt er, vielleicht nicht; aber er sieht doch den guten Willen.“ „Allweg,“ sagte Breneli, „und Ihr fehlt auch nicht; es wäre sonst wie ein Tag ohne Sonne oder eine Nacht ohne Sterne; es freute mich nicht, dabei zu sein.“ „Bist immer ein Narrli,“ sagte die Base. . . .“

Noch selben Abend eröffnete Breneli die Verhandlungen mit Uli. Uli sagte, es sei ihm schon lange zuwider gewesen, nur daran zu denken. Schon als ihn die Sache nichts angegangen, sondern alles über den Meister ausgegangen sei, habe er sich darüber geärgert, wie soviel durchaus unnütz und überflüssig draufgehe. Wenn er einmal was dazu zu sagen haben sollte, so müßte es ihm anders gehen, habe er immer gedacht. Viel wohler sei man bei wenigem, und daß jeder arme Mensch an diesem Tage Küchli essen müsse, bis sie ihm zum Mund herausgingen, selb stehe nirgends geschrieben. Wenn sie Küchli haben wollten, so möchten sie sehen, wo sie welche bekämen, sollten zu Zoggeli gehen, der könne den alten Gebrauch fortsetzen.

„Rede mir nicht so, Uli,“ sagte Breneli, „das ist un- gut. Sieh, der liebe Gott speiste von deinem Ader auch seine Vögel. Wie lustig waren sie nicht dabei. Es war ihre gute Zeit im Jahre, und du müßtest es geschehen lassen. Und nun, wieviel besser sind doch Menschen als Spazken, und die sollten nicht einmal einen guten Tag haben, und wenn Gott sie dir vor die Türe schickt, um deinen guten Willen zu sehen, zu erfahren, ob du weißt, wer dir den guten Anfang gibt, denen willst du dann nichts geben? Selb, Uli, wirst du nicht machen!“

„Bin ich denn Bächter geworden, um Bettlern zu kücheln? Was brauchen die solche Speise? Brot, wenn was sein muß, tut's. Oder meinst etwa, man solle auch den Vögeln kücheln und Schüsseln voll in den Ader stellen?“

„Lieber Uli, rede dich doch nicht in Zorn hinein; denn das ist dein Ernst nicht; Christenbrauch ist's ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abspeiset, und gibt man ja selbst den Hunden Brosamen vom Teller, jagt sie nicht mit ungesättigten Gelüsten vom Tische weg; sollte man dann einem armen Fraueli oder einem armen Kinde, welches das ganze Jahr durch nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln hat, nicht eine gebadene Brotschnitte geben oder sonst ein Küchli? Soll es umsonst den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Nase haben? Denke doch an die Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus.“

„Soll ich jetzt etwa noch gar der reiche Mann sein?“ frug Uli nicht sanft.

„Aber Uli,“ sagte Breneli, „versündige dich doch nicht; ich kenne dich ja gar nicht wieder. Bist du nicht der reiche